

Fazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die vorliegende Arbeit durch die Methode einer literaturbasierten Ausarbeitung einen interessanten Einblick in die intergenerationale Betreuung von Menschen mit Demenz in Caring Communities anhand eines Beispiels in der Schweiz geben konnte. Mein Ziel war es, das Konzept der Caring Community genauer zu beleuchten und herauszufinden, inwiefern Menschen mit einer Demenz und ihre Angehörigen in einem intergenerationalen, kommunalen Sorgemodell integrierbar sind. Dementsprechend setzte sich die Fragestellung dieser Arbeit mit den Chancen sowie den Herausforderungen für Menschen mit Demenz in einer Caring Community auseinander. Außerdem lag ein weiterer Schwerpunkt auf der Relevanz und dem Aufgabenbereich der Sozialen Arbeit in diesem Kontext.

Zusammenfassung

Um die Relevanz solcher Sorgemodelle nachvollziehen zu können, hat Arbeit zunächst die Problemstellung aufgegriffen. Auf der Welt ist ein demografischer Wandel zu vermerken; Forschungen signalisieren, dass die Durchschnittsbevölkerung immer älter wird, was unter anderem durch eine zurückbleibende Geburtenrate und eine verbesserte Gesundheitsversorgung begünstigt wird. Eine Folge davon ist die sogenannte Care-Krise. Durch die Zunahme von älteren Menschen in unserer Bevölkerung werden gleichzeitig vermehrt altersbedingte Gebrechen sowie Krankheiten verzeichnet. Das bedeutet, dass es einen höheren Care-Bedarf gibt, der ab einem bestimmten Punkt schwer abzudecken ist. Das führt dazu, dass

das Gesundheitssystem derzeit mit seinen konservativen Hilfesystemen überfordert ist.

Care, im Sinne von Sorge, weist zum anderen erhebliche Stereotypisierungen auf. Die Geschichte zeigt, dass besonders Frauen durch die ihnen zugeschriebene fürsorgliche Art davon betroffen sind, wenn gleich sich hier durch diverse feministische Ansätze seit einiger Zeit ein gewisser Wandel abzeichnet. Beispielsweise wird die Verantwortung von Care von einem ursprünglich informellen in einen eher formellen Kontext verlagert. Das bringt außerdem mit sich, dass Care nicht mehr nur in der familiären Umgebung erfolgt, sondern zusätzlich von non-familiären, professionellen Hilfesystemen unterstützt wird.

Die aktuellen Umstände fordern ein Umdenken und Entwickeln von alternativen, innovativen Ideen, um mit dem demografischen Wandel umgehen und die Care-Krise lindern zu können. Eine dieser Ideen ist besonders im deutschsprachigen Raum bekannt: das Konzept der Caring Communities. Bei ihnen handelt es sich um Gemeinschaften, die den Schwerpunkt auf die gegenseitige Fürsorge der Mitglieder legen. Das Konzept ist unter der genannten Bezeichnung bekannt, kann sich aber in vielen verschiedenen Facetten zeigen. Da es so breit verstanden werden kann und auf seiner undefinierbarkeit besteht, habe ich mich in dieser Arbeit zur Charakterisierung und zum tieferen Verständnis von Caring Communities für ein Modell entschieden, das sieben Wesenselemente herausstellt. Im Zentrum steht immer die Gemeinschaft, und zentrale Punkte sind sowohl Sorge als auch die Beteiligung der Mitglieder. Eine Caring Community vertritt außerdem ein konkretes Wertesystem, um Werte wie Würde und soziale Gerechtigkeit zu fördern. Außerdem funktioniert eine sorgende Gemeinschaft nur, wenn alle beteiligten Akteure Verantwortung übernehmen. Das basiert auf einer guten Organisation und dem Prinzip des Tausches – viele Caring Communities profitieren von dem Modell des Gebens und des Nehmens. All diese Modelle basieren auf Freiwilligkeit.

Im Hinblick auf den Gemeinschafts- und Fürsorgegedanken ist unter anderem die Betrachtung von Generationenbeziehungen wichtig. Care war geschichtlich gesehen meist eine Angelegenheit der Familie, sei es in Form der Kinderbetreuung durch die Großeltern oder der Altenpflege durch die vitalen Kinder. Caring Communities verfolgen zwar den Ansatz,

non-familiäre Care zu gestalten, möchten aber die Intergenerationalität beibehalten. Die Arbeit hat gezeigt, dass es durchaus Interesse an intergenerationalen Begegnungen gibt, allerdings kann es bei den einzelnen Generationen unterschiedlich stark ausfallen. Ältere Menschen haben ein höheres Sozialisationsbedürfnis mit Blick auf jüngere Menschen, während diese lieber unter ihresgleichen bleiben.

Das allgemeine Interesse, einer sorgenden Gemeinschaft beizutreten, ist bei älteren Menschen höher als bei anderen Altersgruppen. Das liegt zum einen daran, dass diese nach der Pension mehr zeitliche Ressourcen aufbringen können. Ein weiterer Grund ist das sogenannte aktive Altern. Das hat mit der Stereotypisierung vom Alter(n) und fest verankerten Altersbildern zu tun. In unserer Leistungsgesellschaft definieren wir uns oft über das, was wir in die Gesellschaft oder Wirtschaft einbringen können. Da die Erwerbstätigkeit nach dem Eintritt in die Pension wegfällt, stehen viele vor der Frage, wie sie nun ihr Leben gestalten möchten. Freiwilligenarbeit hilft ihnen dabei, das Bild eines aktiven Alterns aufrechtzuerhalten. Außerdem nimmt mit dem Alter der eigene Care-Bedarf zu, der durch die sorgende Gemeinschaft theoretisch unterstützt werden kann.

Einen besonders herausfordernden Care-Bedarf stellen Menschen mit Demenz dar. Demenz ist eine Erkrankung des Gehirns, genauer des Gedächtnisses. Sie verursacht einen konstanten Abbau kognitiver Fähigkeiten, der sich nach und nach auch auf die Impulsregulierung sowie die Motorik übertragen kann. Die Arbeit hat deutlich gemacht, dass Menschen mit einer Demenz durch ihre Krankheit viel Unsicherheit, Verzweiflung und Wut durchleben. Zum einen verändert sich ihr Wesen, ohne dass sie Kontrolle darüber haben, zum anderen können nahestehende Angehörige überfordert sein und sich eventuell entfremden. Deshalb ist es für die Angehörigen wie auch für die Professionellen wichtig zu wissen, wie Care mit Menschen mit Demenz gut funktionieren kann. Wir müssen verstehen, wie Menschen mit Demenz denken und ihre Bedürfnisse äußern, um ihnen eine gerechte Betreuung bieten zu können. Das ist nicht selbstverständlich, da auch Menschen mit Demenz konstant mit Stereotypisierung konfrontiert werden. Ein zentraler Punkt dieser Arbeit ist, dass Menschen mit Demenz immer noch selbstbestimmte Menschen sind und ihnen ihre Autonomie so weit wie möglich zu gewährleisten

wird. Es ist fundamental, sie zu verstehen und zu erkennen, was sie von uns benötigen.

Um nachzuvollziehen, wie die Betreuung älterer Menschen und besonders derjenigen mit Demenz in einer Caring Community integriert werden kann, hat sich die Arbeit ein Praxisbeispiel aus dem Netzwerk Caring Communities in der Schweiz näher angeschaut. Das Netzwerk verknüpft Gemeinschaftsprojekte mit Schwerpunkten der Fürsorge in der ganzen Schweiz und ist ein Vorzeigebispiel in dem Spektrum sorgen der Gemeinschaften. Betrachtet wurde das Zeitgut Luzern, das ich bereits im Rahmen meines Studiums kennengelernt und besucht habe. Es wurde danach gefragt, inwiefern die Genossenschaft Intergenerationalität fördert und Menschen mit Demenz thematisiert. Dabei ist deutlich geworden, dass sie Menschen mit Demenz bereitwillig aufgenommen und dementsprechende Anpassungen vorgenommen hat. Beispielsweise wurde bemerkt, dass viele Mitglieder an einer Betreuung interessiert seien, aber nicht über Wissen zum Umgang mit Demenz verfügten. Daraufhin entschloss sich die Genossenschaft, ein Bildungsangebot zu erstellen, das Expert:innen und Freiwillige zusammenführte und Fragen sowie Wissen teilte.

Deutschland hat ähnliche Ansätze und Projekte wie die Caring Communities. Bei meinen Recherchen bin ich immer wieder auf das Heidelberger Modell gestoßen. Es verfolgt ebenfalls das Ziel, eine sorgende Gemeinschaft in einem Stadtteil in Heidelberg zu gestalten. Die bisherige Umsetzung spricht zwar für ein intergenerationales Modell, aber eher in einem familiären, jungen Kontext.

Beantwortung der Forschungsfrage

Die vorliegende Arbeit hat sich intensiv mit den Chancen und Herausforderungen von Menschen mit Demenz in Caring Communities befasst. Dabei ist deutlich geworden, dass es zahlreiche positive wie auch negative Aspekte gibt.

Bei den Chancen stand der Aspekt der sozialen Teilhabe im Mittelpunkt. Ältere Menschen und besonders Menschen mit Demenz sind gefährdet, an Einsamkeit bis hin zur sozialen Isolation zu leiden. Studien ergaben, dass dies erhebliche gesundheitliche Auswirkungen haben kann. Durch

die Einbettung in eine Gemeinschaft wird dem aktiv gegengesteuert. Des Weiteren werden durch den Grundsatz der Selbstbestimmung die Autonomie und Selbstverwirklichung gestärkt. Das kann außerdem dazu führen, dass Stereotypisierungen wie etwa jener der ‚geisteslosen‘ Demenzen entgegengewirkt wird. Ein weiterer zentraler Punkt ist die Entlastung der Angehörigen. Die Arbeit hat gezeigt, inwiefern Menschen, die ihre Angehörigen pflegen, unter den Anforderungen und den charakterlichen Veränderungen der Betroffenen leiden. Die Mitgliedschaft in einer sorgenden Gemeinschaft wirkt zum einen gegen die Einsamkeit und kann zum anderen aufgrund diverser Angebote wie temporärer Betreuung oder Angehörigengesprächsgruppen entlasten. Sie führt außerdem zu einer Entlastung des Gesundheitssystems. Sowohl Menschen mit Demenz als auch ihre Angehörigen profitieren von dem Ansatz des aktiven Alterns. Sie können sich unter anderem durch die Gemeinschaft von ihren Mitmenschen sowohl gesehen als auch gebraucht fühlen. Außerdem empfinden Beteiligte laut Erfahrungsberichten eine intergenerationale Begegnung als erfrischend und bereichernd.

Das Konzept der Caring Community gleicht einer Utopie. Es geht von idealen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen aus. So funktioniert es nur, solange genügend Freiwillige und Professionelle sich bereit erklären, sich in einer Caring Community zu engagieren. In dieser Hinsicht fehlt eine gewisse Transparenz nach außen. Kommt genügend freiwilliges Engagement zusammen, ist dessen Inanspruchnahme zu hinterfragen. Zum einen appellieren Caring Communities ähnlich wie die Politik an das „gute Menschsein“ und vermitteln ein bestimmtes Selbstverwirklichungsbild. Zum anderen kann dieser Aspekt in unserer Marktwirtschaft schnell instrumentalisiert werden, da Freiwilligenarbeit die Finanzierung des Gesundheitssystems entlastet. Ein weiterer Punkt, der den Utopiegedanken verstärkt, ist die Voraussetzung von Ressourcen wie Zeit und Geld. Wie gezeigt, können sich eher privilegierte Menschen ein freiwilliges Engagement und die Mitgliedschaft in einer Caring Community leisten. Auf der anderen Seite sind es besonders die marginalisierten Gruppen, die von einer Sorgegemeinschaft am meisten profitieren können. Falls allerdings Personen beispielsweise mit einer Demenz eine Betreuung in einer Caring Community erhalten, stellt sich die Frage,

ob die betreuende Person richtig geschult ist. Die Homogenisierung der Gemeinschaft hat die Tendenz, Menschen mit besonderem Förderbedarf nicht das geben zu können, was sie für ein würdevolles Leben benötigen.

Schlussfolgerung und Ausblick

Die Erkenntnisse dieser Arbeit bieten ein umfangreiches Bild der Care-Krise und verweisen auf einen möglichen Lösungsansatz. Caring Communities haben mich in ihrer Theorie sehr interessiert, und es war aufschlussreich, mehr darüber zu erfahren. Caring Communities als Konzept und in der allgemeinen praktischen Umsetzung – ob unter dieser oder einer anderen Bezeichnung – verzeichnen bereits viele Erfolge und zufriedene Mitglieder. Auch mit Blick auf Menschen mit Demenz gibt es schon einige Ansätze, sie ressourcen- und sozialraumorientiert integrieren zu können. Die Erarbeitung der Chancen zeigt auf, dass Caring Communities sowohl soziale als auch gesundheitliche und politische positive Veränderungen bringen können. Es besteht ein großes Potenzial.

Allerdings war auch eine Betrachtung der Herausforderungen erforderlich. Ein Konzept und seine Wirkung auf eine Zielgruppe zu hinterfragen, erlaubt eine klarere Sicht auf die aktuellen und zukünftigen Möglichkeiten. Bei der Recherche sind denn auch mehrere Aspekte deutlich geworden, die in Anbetracht von Menschen mit Demenz in Caring Communities optimiert werden könnten. Mit dem demografischen Wandel wird die Zahl der Demenzfälle weiter steigen. Das bedeutet, dass sich Projekte mit einem Altersschwerpunkt, wie es bei den Caring Communities der Fall ist, an Strategien wie jener der demenzfreundlichen Gemeinden orientieren sollten. Themen der Selbstverwirklichung, der Autonomie und der Solidarität sollten dennoch beibehalten werden und einen zielgruppenspezifischen Schwerpunkt bilden.

Vor dem Hintergrund der Relevanz der Sozialen Arbeit in dieser Thematik ist eine professionelle Vertiefung erforderlich. Zwar gibt es bereits das Fachgebiet der sozialen Gerontologie, die Aspekte der Sozialen Arbeit in die Altenwissenschaft mit aufnimmt, aber eine wirkliche Schnittstelle fehlt weitestgehend. In den meisten Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit wie etwa der Familienberatung wird es vermehrt Berührungspunkte mit

älteren Menschen geben. Bei einer fehlenden Sensibilisierung für den Umgang mit dieser Zielgruppe kann die Profession ihr kaum gerecht werden. Bislang gehen die Älteren im Handlungsspektrum der Sozialen Arbeit unter. Es wird es Workshops, Vorlesungen oder ganze Schwerpunkte im Bereich der Altenarbeit geben müssen, um mit der Profession der Sozialen Arbeit als Teil einer interdisziplinären Arbeitsgruppe den demografischen Wandel und die damit einhergehende Care-Krise angehen zu können.

